XXXIV.

Fleiß und Faulheit.

Achte Platte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

XXXIV.

Fleiß und Faulheit.

Achte Platte.

Goodchild ist nun schon zum Sheriff von London erwählt worden, und hier giebt uns Hogarth das Beste davon, den Schmaus nach der Wahl. Wenn Hogarth Tractamente vorstellt, so ist gemeiniglich die Beschauung derselben selbst ein Fest. Das ist ganz sein Fach. Die Sache ist leicht zu erklären. Bei Schmäusen, zumal bei etiquettlosen, als die englischen, ist der Mensch gerade in der Lage, die einem solchen Zeichner nöthig ist, um ihn und sich zu zeigen. Hier wird Kraft gesäet und auch geerntet, reichlich, weil es nichts kostet, und frei, weil der Wein hier und da die Grenzlinien vermischt, welche Thee und Caffee oder Bier und Taback ungeändert läßt. Der Esser hier am Ende des Tisches, der sich eine beträchtliche Kalbsrippe selbst im Munde apportirt, hat die Gans seines Nachbars in seinem Auge und in der gedankenreichen Stirn die Prätension dazu.

Das Quadrat, oder vielmehr der Cubus, der die Gans vorschneidet, sitzt eigentlich nicht bloß am zweiten Platz, sondern offenbar am zweiten und dritten zugleich, sowohl dem Raum als der Obliegenheit nach. Er ißt auch für zwei. Dieser hat sich offenbar an der Gans das Maul verbrannt. Auf der einen Seite desselben sieht man noch die Kohle vorstehen, und darneben das Zugloch zur Abkühlung. Sonst hat dieses Mistbeet nicht sehr für Abkühlung gesorgt, sondern eine warme Decke über Kopf und Schultern geschlagen. Die Serviette scheint er gerade vorgesteckt zu haben, nunmehr hat er sie aber ganz nach der Magenseite hingegessen, denn es ist die linke, die geschwollen ist. Sein Nachbar rechter Hand ist, wie die Buchdrucker sagen, ein bloßes Spatium, dem Raume und der Obliegenheit nach. So kommt die Zahl der Plätze am Ende wieder heraus. Er ißt nicht viel und wird überhaupt nicht mehr essen. Bei dem Löffel fällt einem das: Alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll, sogleich ein. Das arme, hohlwangige Geschöpf! Der Kuhstall mit seiner Luft wäre ihm heilsamer, als die von diesem Sheriffschmaus. Der französische Pastor (Platelle von Barnet, wie die Ausleger sagen) ißt eifriger: alle Secunde zwei Eßlöffel voll, und der gehört hieher. Was die beiden gegenüber, die jeder sein Stück zum Munde führen, zu meditiren haben, fällt in die Augen, sowie die Absicht des Trinkenden zwischen dem Spatium und dem französischen Pastor. Wenn man hierbei bedenkt, oder wenn dieses zu weitläufig sein sollte, als bekannt annimmt, daß Studiren eigentlich eine Art von geistigem Essen ist, und dieses Bild mit jener Rücksicht im Sinn betrachtet, so bekommt es auf einmal noch eine Seele, ein neues Leben, das den Geist unvermerkt zu allerlei Betrachtungen führt. Die Wißbegierde an dieser Tafel ist nämlich erschrecklich. Kei-

ner schläft, auch glaube ich nicht, daß gesprochen wird, wenigstens wird immer gesprochen und meditirt zugleich, auch hört hier vermuthlich niemand für seinen Herrn das Collegium par procuration. Was für Vortheil hat sich nicht dereinst das Vaterland von den beiden zuerst Beschriebnen, und zumal von dem Vis-à-vis des Spatiums, zu versprechen, wenn der Satz, den er da auf der Gabel hat, einmal glücklich hinunter und verdaut sein wird. Eine Dogmatik oder eine Polemik so gehört, wie der französische Pastor ißt, was für Friede in der Kirche wird da nicht entstehen, und der Pierische Quell, nach Popens Rath, so gekostet, wie der Wein von dem Trinkenden mit dem aufgehobenen Glase, was für Dichtergeist wird da nicht entflammen! Nur der arme, arme Ueberflüßige mit den hohlen Backen! Was wird aus dem werden? Er geht zum Schmaus und ißt nicht. Oder zehrt er vielleicht an sich? Die Feinde der neuern Philosophie werden sagen: „Seht da das Ebenbild einer Metaphysik, die sich selbst auffrißt.“ Das Auditorium ist übrigens sehr zahlreich. Es befinden sich auch Damen darunter, die wenigstens sehr eifrig nachschreiben, zumal zeichnet sich eine von hinten besonders aus. Sie hat, nahe an der Bank gemessen, völlig zwei Männer Breiten. Das Auge stößt unmittelbar auf sie, wenn es an der Perücke des großen Mannes, der die Gans vorschneidet, hinsieht. Vielleicht gehört das doppelte Pärchen zusammen. Sie lernen gewiß so viel wie vier andere. — Nicht zu vergessen ist der Neger, der mit Verwunderung der Geschäftigkeit der Speisenden zusieht. Wer in der Welt herum kommt, der sieht freilich was. Der Mann im Vordergrunde, mit dem Stabe und dem Papier, ist ein von seiner Würde enthusiasmirter — Rathspedell im Ornat. Mit wichtigerm Anstand kann man wohl unmöglich buchstabiren, als die Stütze

des Staats hier an der Addresse eines Briefs buchstabirt. Im Saale herum hängen Porträte, auch steht eine Bildsäule da, mit der Unterschrift: Sr. William Walworth. Es ist dieses der Mann, der Richard den Zweiten noch rettete, als der berüchtigte Wat Tyler ihn so eben durchstoßen wollte. Sir William wird daher immer mit einem Dolch in der Hand vorgestellt. Oben auf der Gallerie wird musicirt. Die Gesichter der Musikanten sind hier alle leer. In Sayres Nachstich finden sich einige drollige darunter. Es sind dieses ein Paar erträgliche Noten des Uebersetzers zu einem Werke, das er selbst nicht hätte schreiben können. So eben, da ich die Unterschrift hersetzen will, finde ich meine obige Vergleichung zwischen Studiren und Essen unvermuthet gerechtfertigt, denn wirklich paßt dieß eher auf ein Auditorium, manches wenigstens, als auf einen Speisesaal. Sie ist aus den Sprüchw. Salom. Kap. 4. V. 7. 8. genommen:

Der Weisheit Anfang ist, wenn man sie gerne hört, und die Klugheit lieber hat, als alle Güter. Achte sie hoch, so wird sie dich erhöhen, und wird dich zu Ehren machen, wo du sie herzest. L.

Hr. Ireland ist der Meinung, man müsse beim Anblick dieser speisenden Gesellschaft den Schluß machen, daß diese Leute mehr leben um zu essen, als essen um zu leben. Das paßt doch wohl nicht auf den Nicht-Esser mit dem langen, hohlen Gesichte und der Jammermiene, die einen Stein rühren möchte? Den kneipt es irgendwo, wo es auch sei, so stark, daß er den Eßlöffel mit dem Stiele zu unterst in die Suppe zurücksinken läßt, und den Neger, der ihm den belebenden Trank nahe

genug vor das Auge hält, nicht einmal bemerkt. Aber vielleicht hat er gelebt, um zu essen, und wird deßwegen auch vielleicht bald aufhören, zu essen, um zu leben. In diesem Falle wäre er keine solche Nebenperson auf dem Blatte, wie bei dem Schmause, den das Blatt vorstellt.

Der herrschende Gedanke in der Composition dieses ganzen Blattes ist doch wohl dasselbe Problem, das den Philosophen in dem Streite über die Verbindung des Leibes mit der Seele so viel zu schaffen macht. Denn was diese Gesichter Seelenartiges haben, begünstigt sichtbar den Materialismus. Die Seele erscheint hier als eine bloße Modification des Körpers. Die ernsthaftesten Esser scheinen daran am wenigsten zu zweifeln. Und doch würden wir sehen, wie ganz anders gerade sie sich äußerten, wenn sie nach aufgehobener Tafel in theologische Streitigkeiten geriethen. Denn bisher waren noch fast immer die orthodoxesten, Alles, was die Kirche glaubt, systematisch nachglaubenden, und mit Faust und Mund verfechtenden Dogmatiker Leute, die gründlich zu essen verstanden, und in ihren ramassirten Figuren den Beweis davon trugen. Die hagern und schmächtigen Theologen haben weit mehr Skeptisches in ihrer Composition. Ueberdem kann man Hundert gegen Eins wetten, daß, wenn die Kirche nicht zuweilen auftischte, wie hier der neue Sheriff von London, sie sich als streitende Kirche nicht so tapfer halten würde.

Indessen scheint unser Künstler dem Lehrstande an dieser Tafel kein entscheidendes Uebergewicht gegeben zu haben. Der weltliche Hut, der hier vorn auf der Bank vicariirt, gehört zu den Insignien des Wehrstandes. Auf diesen Hut bezieht sich das kreuzweis über einander gelegte Paar Messer und Gabel. Der Platz ist belegt für einen Hauptmann, oder Major, oder

Obersten, oder gar für einen General. Denn ein Subalternofficier würde doch wohl nicht hier, wie in den Wirthshäusern, unter die bedeutendsten Personen zu zählen sein. Dahin aber zählt ohne allen Zweifel Hogarth den abwesenden Inhaber des belegten Platzes. Denn warum läge sonst hier der Hut so sprechend auf dem Platze, der dem Zuschauer der nächste ist? Die berufenen Erklärer haben bei diesem Hute überhaupt Gelegenheit, ihren Scharfsinn in gründlichen Conjecturen zu üben. Erstens fragt sich: Warum liegt hier ein Officiershut? Und zweitens: Warum liegt der Officiershut hier?

Die erste Frage führt zu einer historischen Speculation. Der Officier, dem dieser Hut gehört, hat ihn gewiß nicht, wie ein Pastor die Bibel durch den Küster, durch den Unterofficier vorausgeschickt. Er ist gewiß nicht Willens, so wenig chapeau-bas, als mit einem zweiten Hute nachzukommen. Also — er war schon einmal selbst da, und hat sich nur auf einen Augenblick absentirt. Wohin aber und zu was Ende? Das möchten wir ergründen. Was will der Künstler mit diesem Gedanken?

Und daß, die zweite Frage betreffend, der Hut gerade hier liegt, bestätigt die Wichtigkeit der ersten Frage. Der Hut soll in's Auge fallen, und das Interesse für seinen abwesenden Herrn und dessen dermalige Geschäfte recht nachdrücklich erregen. Aber warum das?

Nicht leichter zu deuten ist die ganze Gesellschaft als gemischte Gesellschaft. Die Damen, die unverkennbar da sind, haben uns alle den Rücken zugekehrt; und so breit auch der Rücken der einen von ihnen ist, klärt er doch nicht auf, warum hier so wenige Damen unter so vielen Männern erscheinen. Wir sehen wohl, daß es dem Gastgeber nicht um eine bunte Reihe zu thun war. Aber damit sehen wir noch nicht viel.

So wenig Ausgeführtes auch in der Zeichnung der Figuren im Hintergrunde ist, so mannichfaltig und natürlich zeigt sich das Ganze. Man versuche einmal, eine beliebige Person aus dieser Gruppe länger anzusehen; und sie entwickelt sich mechanisch in der Phantasie mit charakteristischen Zügen und Attributen.

Zu den Figuren, mit denen uns der Künstler auf diesem Blatte vorzüglich unterhalten wollte, gehört der Rathspedell und die hungrige Gesellschaft hinter der Barriere im Vordergrunde zur Rechten. Diese hungrige Gesellschaft meldet sich, ihr unvollkommenes Recht auf den Ueberfluß der Tafel durch demüthiges Bitten, wie so Mancher sein vollkommnes Recht, geltend zu machen; und der Pedell, dessen Gesicht nicht weniger als seine energische Stellung beweiset, daß er sich heute schon satt gegessen hat, und zu allen Zeiten satt zu essen pflegt, buchstabirt, statt der Antwort auf die Supplik, den Armen unter die Nase die Aufschrift eines Briefes, den er unterdessen bestellen sollte. Vielleicht ist es ein Bettelbrief, ein Gratulationsschreiben an den neuen Sheriff. Der arme Sünder, der mit krummen Knien da draussen hinter der Barriere steht, den Arm vertrauensvoll auf die Barriere legt, und mit kleinen Augen und offenem Munde dem Buchstabiren des Pedells mit besonderer Aufmerksamkeit zuhört, könnte wohl der Verfasser und Ueberbringer dieses Briefes sein. Ist er es wirklich, so ist der vermeinte Brief auch ohne Zweifel ein Carmen. In der Miene dieses spitzfindigen Enthusiasten liegt auch etwas vom neuesten Recensentengenie. In Deutschland würde er ein ganz anderes Glück machen. Der andere Supplicant, den man für einen Quäker oder Methodisten halten könnte, wenn diese Brüderschaften ihre Mitglieder betteln ließen, hat weit mehr Resignirtes in Blick und Stellung. Verse

hat er schwerlich gemacht; und auch seine Prose scheint er sehr gemächlich und leise wie ein Vater unser vorzutragen, an dem er sich müde gebetet hat. In der Art, wie er seinen Hut auf den gefalteten Händen hält und dreht, liegt ein Bettlermechanismus, und in der ganzen Miene des Kerls ein Bettlercharakter, den Hogarth nicht verfehlen konnte. Das dritte Gesicht, das sich zwischen den beiden vorderen durchdrängt und den Mund wie zum Singen aufsperrt, gehört auch keinem Neulinge in der Kunst, die hier geübt wird. Aber es scheint ihm an Erfindungsgeiste zu fehlen.

Hoch erhaben über das Anliegen aller dieser bedürftigen Wesen steht majestätisch in seiner Selbstgenügsamkeit der Rathspedell da. Sein Gesicht ist ein Löwengesicht; seine ganze Gestalt die zweckmäßigste Unterlage zur Uebung junger Aesthetiker in der Theorie des dynamisch Erhabnen. Mit der Miene, wie er die Aufschrift des Briefes lieset, blickt auch wohl ein philosophirendes Jüngerchen aus irgend einer einzig möglichen Schule das Titelblatt eines Buchs an, dessen Verfasser Zweifel und Gründe gegen ein System, das des Jüngerchens Welt ist, auch nur zu denken wagt. Was es doch für eine schöne Sache um die Majestät aus der zweiten und dritten Hand und um das Selbstgefühl ist, das man nicht sich selbst verdankt! Wer gleicht dem Pedell im Amtscostum, dem Kutscher und Lakaien in der Staatslivrée, und dem Jünger im Ornat seines Meisters?